

ALLEN ESKENS

DIE SCHATTEN,  
DIE WIR  
VERBERGEN

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *The Shadows We Hide*  
erschien 2018 im Verlag Mulholland Books.  
Copyright © 2018 by Allen Eskens

1. Auflage November 2019  
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: adobestock – Alex Shadrin  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-788-2  
eBook 978-3-86552-789-9

*Für Ben*



**TEIL 1**

# 1

Ich liege auf der Motorhaube meines Wagens, mit dem Rücken gegen die Windschutzscheibe gelehnt, die Finger über dem Bauch verschränkt, und atme entspannt, um das Pochen des Schmerzes zu verringern. Ich würde gern sagen, dass der Tiefpunkt meines Tages darin bestand, grün und blau geschlagen zu werden, aber das wäre gelogen. Die Prügel, die mir dieser Gangster verabreicht hat, sind nichts gegen den Schmerz, den ich mir selbst zugefügt habe. Die Nacht um mich herum ist groß und schwerelos, jene Art Nacht, die nach ehrlicher Reflexion verlangt, und ich tue mein Bestes, dieser Forderung gerecht zu werden.

Ich fühle mich, als wäre ich im Exil, eine Art Nomade, während ich meine Nacht nur mit den Sternen und den Bäumen teile, und mit den Distelsamen, die ab und an von der Sommerbrise vorbeigeweht werden. Ich versuche, darüber nachzudenken, wo ich falsch abgebogen bin, um schließlich hier zu landen, aber ich komme nicht weiter als bis zu meinen armseligen Ausreden, warum das alles im Grunde nicht meine Schuld gewesen sein soll. Ich wäre gern wie Adam, der mit dem Finger auf die Person zeigt, die ihm den Apfel gegeben hat, oder besser noch, ich würde gern der Schlange die Schuld geben, aber das erlaubt mir mein Gewissen nicht. Ich würde mich so gern für

einen besseren Menschen halten, aber ich weiß, dass ich genau der bin, der ich bin. Das hier geht auf meine Kappe, niemand sonst ist schuld.

Ich weiß nicht, wann das passiert ist, aber irgendwann wurde ich übermütig. Ich hörte auf, meine Fehler zu sehen, und ließ mich von dem Bild blenden, das ich auch dem Rest der Welt zeigte – eine Seite von mir, die es den Menschen erlaubte, ihre eigene Güte in meiner misslichen Lage wiederzufinden. Denn es ist so, ich kümmere mich jetzt schon seit fast sechs Jahren um meinen autistischen Bruder Jeremy und ich habe eine Freundin, die ich unterstützt habe, damit sie Jura studieren konnte.

Die Leute sehen diese Dinge und denken: *Was für ein guter Mensch dieser Joe Talbert doch ist.* Sie sind so geblendet vom Glanz meiner Rüstung, dass ihnen gar nicht auffällt, dass es nur dünnes Blech ist. Ich habe immer damit gerechnet, dass die Welt irgendwann darauf kommt, dass ich hier gar nicht hingehöre, dass ich weit über meinen angestammten Posten als Grabenbauer hinausgewachsen bin, deswegen hätte es mich nicht überraschen sollen, als alles anfang auseinanderzufallen.

Als ich vor Jahren von zu Hause abgehauen bin, um aufs College zu gehen, war ich pleite und noch grün hinter den Ohren. Ich habe damals nicht wirklich erwartet, dass ich mein Brot jemals mit dem Kopf statt mit den Händen verdienen würde. Schon während der Schulzeit habe ich als Türsteher gearbeitet und ebenso viel Verachtung wie Neid für die Typen empfunden, die zur höheren Schicht gehörten: Männer, deren Hosen auf

Hüfthöhe zerknittert waren, weil sie den ganzen Tag im Sitzen verbrachten, und die in ihren weichen, glatten Händen Getränke mit teurem Wodka hielten. Wo diese Kerle arbeiteten, brauchte man keine Schuhe mit Stahlkappen zu tragen. Wenn ich doch nur einer von ihnen sein könnte, dachte ich, dann wäre ich glücklich.

Ich erinnere mich noch genau an den ersten Gehaltscheck von Associated Press. Ich hielt ihn in den Händen und starrte ihn stundenlang an, bevor ich ihn zur Bank trug. Ich war tatsächlich dafür bezahlt worden zu denken, mein Hirn zu benutzen. Keine aufgeschürften Fingerknöchel, kein schmerzender Rücken. Meilenweit entfernt von meinen ersten Erfahrungen mit dem Arbeitsleben: Als ich 16 war, habe ich einen Sommer lang für den Vermieter meiner Mutter gearbeitet und Wohnungen renoviert. Sein Name war Terry Bremer und ich habe eine Menge von ihm gelernt, aber der Job war ätzend.

Einmal, an einem sengend heißen Augusttag, war ich bereits halb blind vom Schweiß, der mir in den Augen stach, als ich in einen staubigen Dachboden hineinkroch und dicke Dämmstoffmatten aus Fiberglas bis in die hintersten Ecken zerrte. Das Jucken verfolgte mich eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal verschliss ich ein Paar lederne Arbeitshandschuhe beim Ausheben eines wirklich erbärmlich stinkenden Grabens, der einen eingestürzten Abwasserkanal ersetzen sollte. Wer hätte gedacht, dass ich einen Schreibtischjob so gründlich vermasseln könnte, dass ich plötzlich ganz nostalgisch auf das Schaufeln von Unrat zurückblicken würde? Aber genau das war mir gelungen.

Wenn wir von miesen Tagen reden, dürfte es schwierig werden, den zu überbieten, der damit beginnt, dass ein kleiner, kahlköpfiger Mann dir eine Vorladung und eine Klage überreicht. Ich war an jenem Tag in einen Artikel vertieft, an dem ich gerade schrieb, und hörte den Mann gar nicht klopfen – man braucht einen Tastencode, um ins AP-Büro zu gelangen. Ich bemerkte erst, dass er im Raum war, als ich ihn meinen Namen sagen hörte. Einer meiner Kollegen zeigte auf mich und der Mann kam lächelnd auf meinen Schreibtisch zu.

»Joe Talbert?«, vergewisserte er sich.

»Ja.«

Er hielt mir einen Umschlag hin, den ich instinktiv entgegennahm. Dann sagte er: »Hiermit ordnungsgemäß zugestellt.«

Zuerst begriff ich nicht, denn er spielte seine Rolle mit dem gut gelaunten Eifer eines Mannes, der auf ein Trinkgeld hofft. »Zugestellt?«, wiederholte ich.

Sein Lächeln wurde breiter. »Sie werden wegen Rufmord verklagt. Schönen Tag noch.« Dann drehte er sich um und verließ das Büro.

Ich stand mit dem Umschlag in der Hand hinter meinem Schreibtisch und wusste nicht, was ich davon halten sollte. Dann sah ich mich um, sah die Gesichter meiner Reporterkollegen und hoffte, das Lächeln eines Witzbolds zu entdecken, der ein Lachen unterdrücken oder sich auf die Lippe beißen musste, aber stattdessen sahen mich meine Kollegen mit einer Mischung aus Furcht und Mitleid an. Sie waren einen Schritt schneller und hatten bereits begriffen, was hier los war. Ich öffnete den Umschlag, zog die Dokumente heraus und



erkannte den Namen des Mannes, der als Kläger vermerkt war. State Senator Todd Dobbins. Da wusste ich, dass es sich nicht um einen Streich handelte.

Das hätte mir nicht passieren sollen. Ich hatte alles richtig gemacht. Den Artikel hatte ich vor über einem Monat geschrieben und er hatte alles: Sex, Skandal, politische Macht – alles außer einer zweiten Quelle, und diese Tatsache hatte meine Redakteurin Allison Cress auch gleich ziemlich nervös gemacht. Aber ich hatte ihr die Glaubwürdigkeit meiner einzigen Quelle dargelegt und dazu das unterstützende Beweismaterial, das meine Geschichte untermauerte. Ich hatte Allison überzeugt, dass die Quelle verlässlich war. Schlussendlich hatte sie die Geschichte vor allem aufgrund meiner Zusicherungen veröffentlicht.

Ich ging in Allisons Büro, um ihr das Dokument zu zeigen, in dem ich und die Associated Press als Beklagte in einem Prozess genannt wurden, denn ich hoffte auf tröstende Worte. So was wie: Das kommt andauernd vor, oder: Mach dir keine Sorgen, das ist nur der Trick eines korrupten Politikers. Aber was sie dann tatsächlich sagte, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Ich hätte mich beinahe übergeben. Sie wurde blass, als sie die Unterlagen durchlas; dann bat sie mich, die Tür zu schließen und Platz zu nehmen.

»Das hier ist übel, Joe«, sagte sie. »Richtig übel.«

»Aber die Geschichte ist wahr«, widersprach ich.  
»Die Wahrheit ist doch wohl ausreichend als Verteidigung gegen den Vorwurf der Verleumdung.«

»Die Geschichte ist nur dann wahr, wenn wir beweisen können, dass sie wahr ist. Das ist das Problem

mit Geschichten, bei denen du nur eine Quelle hast – und dann auch noch eine anonyme Quelle.«

»Aber ich *habe* eine Quelle. Das ist doch der wesentliche Punkt«, beharrte ich in der Hoffnung, dass Allison mir zustimmen würde.

»Nach allem, was ich weiß, will deine Quelle nicht namentlich identifiziert werden. Das ist ein Problem. Wenn wir keinen Zeugen präsentieren können – besonders in Anbetracht der Umstände in dieser Geschichte –, wird es so aussehen, als hätten wir uns das Ganze ausgedacht. Dann steht dein Wort gegen sein Wort.«

»Gegen ihres«, gab ich kleinlaut zu. Allison blickte mich verwirrt an. »Mrs. Dobbins hat eine eidesstattliche Erklärung verfasst und die Version ihres Mannes bestätigt.«

Allisons Augen waren groß und schokoladenbraun, was es ihr unmöglich machte, ein Pokerface aufrechtzuerhalten. Es war offensichtlich, dass sie versuchte, während unseres Gesprächs ruhig zu wirken, aber ich konnte zusehen, wie sich die Angst auf ihrem Gesicht breitmachte. »Wie stehen die Chancen, dass deine Quelle zustimmt, als Zeugin aufzutreten?«

Als Zeugin aufzutreten? Meine Quelle hatte das Seil losgelassen, an dem sie hing; ich war derjenige, der sie in der Hand hatte, weil sie mir vertraute, dass ich sie nicht fallen lassen würde. Wenn ich ihre Identität enthüllte, würde ich nicht nur das gegebene Versprechen brechen, es würde auch bedeuten, dass sie alles verlor. Manche Grenzen kann man schlicht nicht übertreten. »Aber Reporter verwenden doch andauernd anonyme Quellen«, widersprach ich.

»Ja. Und diese Reporter gehen damit das Risiko ein, dass so etwas passiert.« Allison schüttelte langsam den Kopf, während sie weiter die Anklageschrift durchlas. Ich lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und wartete. Als sie zum Ende kam, zu der Passage mit Dobbins' Forderungen, blickte sie auf. »Er will einen Widerruf, und er will, dass du gefeuert wirst«, stellte sie fest.

»Er will außerdem einen Haufen Geld. Hast du das auch gelesen?«

»Ja, aber ich glaube nicht, dass es ihm vorrangig um Geld geht. Deine Geschichte hat seine politische Karriere beendet. Er hat keine Zukunft mehr im Kapitol. Der einzige Weg für ihn, sein Leben zurückzubekommen, besteht darin, dass er irgendeine offizielle Erklärung bekommt, dass die Geschichte unwahr ist. Und dafür braucht er den Widerruf. Ich schätze auch, deine Entlassung ist nur als Zuckerguss für seinen Kuchen gedacht.«

»Die würden mich doch nicht wirklich feuern, oder?«

Allison sah mich mit einem traurigen Ausdruck an, der zu sagen schien: *Ach, du armer, naiver kleiner Junge*. Dann erzählte sie mir von einem Reporter, der im Jahr zuvor gefeuert worden war, weil er einen einzigen Fehler gemacht hatte. Bis dahin war seine Bilanz einwandfrei gewesen – nicht ein einziger Irrtum in 28 Jahren –, aber dann identifizierte er die Initialen auf einem Dokument falsch und schrieb sie dem falschen Politiker zu. Mehr war gar nicht nötig.

Ich starrte aus dem Fenster von Allison's Eckbüro. Diese Aussicht hatte ich schon häufig genossen, zuletzt

eine Woche zuvor, als Allison und ich darüber sprachen, ob mein Artikel in Betracht käme, für den Pulitzer eingesandt zu werden. Und jetzt redeten wir über das Ende meiner Karriere. Sie presste die Handballen gegeneinander und lehnte sich auf den Schreibtisch, die Gerichtsunterlagen an ihren Ellbogen, die Fingerknöchel gegen die Lippen gedrückt. »Es wird eine Untersuchung geben«, erklärte sie, ohne aufzusehen. »Ich hänge mit dir am Haken. Ich habe die Story durchgewinkt. Wenn sie dich feuern, feuern sie mich gleich mit.«

Und ich hatte schon geglaubt, ich könnte mich nicht noch schlechter fühlen.

»Die AP stellt dir einen Anwalt. Ich habe das einmal durchgemacht, als ich noch Reporterin war. Es war ätzend. Du musst auf jeglichen Interessenkonflikt formell verzichten, oder du darfst dir selbst einen Anwalt nehmen.«

»Lila steht kurz vor der Zulassungsprüfung.« Ich weiß nicht genau, wieso ich das sagte; ich habe wahrscheinlich nur laut gedacht.

»Du brauchst jemanden, der auf Presserecht spezialisiert ist. Ich bin sicher, dass Lila sehr klug ist, aber nimm das hier nicht auf die leichte Schulter. Wenn du gefeuert wirst, wird dich kein seriöser Nachrichtkanal mehr einstellen. Niemals. Du bist raus. Unterschreibe lieber die Verzichtserklärung und überlass das den Anwälten von AP.«

»Ja, schätze, das ist sicher das klügere Vorgehen.«

Ich wartete darauf, dass Allison irgendetwas sagen würde, um mich aufzumuntern, aber das geschah nicht. Als ich ihr Büro verließ, schmerzte mein Kopf und

mein Brustkorb schien sich um meine Lunge herum zusammenzuziehen, sodass es mir schwerfiel zu atmen. Den Rest des Tages verbrachte ich damit, auf den Bildschirm meines Computers zu starren; ich traute mich nicht, auch nur ein einziges Wort zu tippen. Die Anschuldigungen aus der Anklageschrift wollten mir nicht aus dem Kopf gehen; Wörter und Sätze trieben wie Schlieren vor meinem Sichtfeld vorbei. Dies konnte das Ende meiner Laufbahn bedeuten. Was dann? Wieder Gräben ausheben? Den Platz auf dem Barhocker einnehmen und wieder den Türsteher vor Molly's Pub machen? Jedes Mal wenn ich diesen Gedanken freien Lauf ließ, drohte ich an ihnen zu ersticken.

Als ich es nicht mehr länger aushielt, ging ich nach Hause, um Lila die Hiobsbotschaft mitzuteilen. Die 20 Minuten dauernde Fahrt führte mich von den gläsernen Türmen in Downtown Minneapolis in das Arbeiterviertel St Paul's Midway, einen alten Teil der Stadt, wo sich kleine Häuser dicht an dicht drängten und die kastenförmigen Wohnblöcke aus demselben schmutzig gelben Backstein waren wie die angestaubten Ladenzeilen.

Das Apartment, das Lila und ich uns teilten, war eine Zweizimmerwohnung in einem Acht-Parteien-Gebäude, das wiederum die Art von Block darstellte, an dem die meisten Menschen achtlos vorbeifuhren. Es gab keinen Balkon, keine Wiese vor dem Haus und keinen Ausblick, denn man starrte direkt auf den Wohnblock gegenüber. Und weil dort ein seltsamer Kerl lebte, der offenbar darauf stand, in unsere Fenster zu starren, hielten wir die Jalousien geschlossen, was

das Gefühl noch verstärkte, in einem Gefängnisblock zu wohnen. Aber die Bude war billig und nah an Lilas Jurafakultät, also genau das, was wir vorerst brauchten.

Lila Nash war nach wie vor bloß meine feste Freundin, und wenn ich *bloß* sagte, dann meine ich, dass ich die Sache mit dem Knie noch nicht gemacht hatte. Ich hatte oft darüber nachgedacht, aber es schien nie der richtige Zeitpunkt zu sein. Wir waren auf dem College, und dann studierte sie Jura. Ich wollte nicht um ihre Hand anhalten, wenn sie gerade für *diese* Klausur büffelte oder an *jenem* Rechtsmemorandum arbeitete. Ich war ziemlich sicher, sie würde Ja sagen, wenn ich sie fragte, aber dann würde sie den Ring beiseitelegen und sich wieder ihren Büchern zuwenden. Ich wollte warten, bis wir den Moment genießen und ihm die Bedeutung und Aufmerksamkeit zukommen lassen konnten, die er verdiente. Ich hatte gehofft, dass der richtige Moment kommen würde, nachdem sie ihren Abschluss in Jura gemacht hatte – aber dann kam die Zulassungsprüfung.

Es waren nur noch acht Tage, bis dieser Seelen fressende Leidensweg ein Ende haben würde, und Lila hielt den Stier immer noch bei den Hörnern, das Ziel mit vor Anstrengung weißen Knöcheln und zusammengebissenen Zähnen vor Augen. Sie hatte ein Jobangebot vom Büro des Bezirksstaatsanwalts für Hennepin County, aber dieses Angebot wäre hinfällig, wenn sie die Zulassung nicht bekam. Deswegen lernte sie seit nunmehr zwei Monaten ausschließlich für diese Prüfung und ließ alles andere außen vor – alles außer Jeremy. Mitten in dem ganzen Chaos fand Lila irgendwie immer Zeit für meinen Bruder.

Von Anfang an war es Lila gewesen, die die Führung bei Jeremys Betreuung übernommen hatte. Sie hatte sich geduldig durch den bürokratischen Irrgarten gekämpft, um Jeremy seinen ersten Job zu verschaffen, bei dem er in einer Wiederverwertungsanlage Gegenstände sortierte. Lila machte sich über Autismus schlau und las sicher ein Dutzend Bücher zum Thema, nachdem Jeremy zu uns gezogen war. Dafür fand sie die Zeit, während sie gleichzeitig die gemeinsame Zeit mit mir herunterfuhr, weil das Jurastudium ›ihr den Arsch auf-riss‹. Früher haben wir fast jeden Abend Rommé oder Cribbage gespielt, aber nun erinnere ich mich kaum an das letzte Mal, dass wir das gemacht haben.

Ihr jüngstes Projekt mit Jeremy war das Lesen von Büchern gewesen. Mein Bruder hatte in der Schule Lesen gelernt, aber unsere Mutter hatte diese Fähigkeit nie wirklich zu würdigen gewusst, also schauten wir zu Hause früher immer Filme. Lila fing an, mit ihm Kinderbücher zu lesen, Klassiker wie *Schneewittchen* und *Die Schöne und das Biest*. Und obwohl Jeremy das Lesen zunächst nicht gemocht hatte, ließ Lila nicht locker, übte jeden Tag mit ihm, wenn er von seinem Job nach Hause kam, ging mit ihm die Wörter und die Bilder durch, verglich die Geschichte im Buch mit der auf der DVD. Nach ein paar Monaten wurden diese Bücher Teil seiner Routine.

Als ich an jenem Tag nach Hause kam, fand ich die beiden zusammen auf der Couch sitzend, wie sie mit den Wörtern in einem neuen Buch kämpften – *Dumbo*. Beide schauten auf, als ich hereinkam, Jeremy nur eine Sekunde lang, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder

der Buchseite zuwandte. Er hatte kein Zeitgefühl und ahnte nicht, dass ich drei Stunden früher als sonst nach Hause gekommen war. Lila dagegen sah zunächst mich an, blickte dann zur Uhr und wieder zurück zu mir. Verwirrt legte sie ihre Stirn in Falten.

»Du bist früh dran«, stellte sie fest. Es war weder eine Frage noch ein Vorwurf; es war eher eine Notiz, die sie sich in ihrem Gedankengang machte.

Ich trat auf die Couch zu, setzte mich neben Lila und reichte ihr die Vorladung und die Klageschrift. Dann lehnte ich mich zurück und wartete, dass sie zu lesen anfing.

»O mein Gott«, flüsterte sie. »Das ist ...« Sie sah mich an und ihre Verwirrung verwandelte sich in Sorge. »Die verklagen dich?«

Ich nickte.

»Was hast du getan?«

»Ich habe gar nichts getan«, erwiderte ich und klang dabei defensiver, als ich vorgehabt hatte.

»Tut mir leid, so habe ich das nicht gemeint.« Sie drehte sich halb auf der Couch und wendete sich mir zu, so als wollte sie mir in die Augen sehen, wenn sie mir die nächste Frage stellte. »Die sagen, dass du eine Geschichte frei erfunden hast. Das hast du doch nicht wirklich getan, oder?«

»Natürlich nicht. Ich würde nie eine Story erfinden.«

»Todd Dobbins ... er ist dieser Senator, über den du geschrieben hast ... der seine Frau verprügelt hat.« Lila wandte sich wieder der Klageschrift zu.

»Ja, er hat seine Frau verprügelt.«

»Aber ...«



Lila las weiter, und ich konnte sehen, dass sie inzwischen bei der eidesstattlichen Erklärung angelangt war, in der Mrs. Dobbins beschwor, dass ihr Besuch in der Notaufnahme darauf zurückzuführen sei, dass sie eine Treppe hinabgestürzt war. Ungeachtet der Strafe für Meineid beschwor sie nicht nur, dass ihr Ehemann sie nicht geschlagen hatte, sondern dass er darüber hinaus ihr Leben gerettet hatte, indem er sie ins Krankenhaus brachte.

Lila sah von den Unterlagen auf. »Wenn er behauptet, sie ist die Treppe hinuntergefallen ... und sie sagt, sie ist die Treppe hinuntergefallen ... dann ...«

»Ich habe eine Quelle.«

»Wen?«

»Das kann ich nicht preisgeben – nicht einmal dir. Ich habe ihr mein Wort gegeben.«

»Joe, das hier ist eine ernste Sache.«

»Glaubst du, das weiß ich nicht?« Ich hörte selbst, wie meine Stimme lauter wurde, und bekam sofort ein schlechtes Gewissen. Lila war nicht der Feind. Ich atmete tief ein, um mich zu beruhigen.

»Wenn du deine Quelle nicht publik machst, wie willst du dann beweisen, dass du recht hast? Das Ehrenschutzrecht ... Die *Times* gegen Sullivan ...« Lila klang mit einem Mal, als würde sie von ihren Karteikarten ablesen – das war ihre bevorzugte Lerntechnik. »Bei einer Person des öffentlichen Interesses wird ein anderer Maßstab angelegt, und als Senator gilt Dobbins ganz sicher als Person des öffentlichen Interesses. Da müssten die schon beweisen, dass du den Artikel mit aktiver Schädigungsabsicht geschrieben hast – dass du

wusstest, dass die Sache nicht den Tatsachen entspricht, und ihn trotzdem geschrieben hast.«

»Meine Geschichte war nicht gelogen.«

»Aber deine Zeugin ist jemand, den du nicht preisgeben willst. Du hast nichts in der Hand, um ihre Version der Vorfälle anzufechten. Du siehst schon, wie das aussieht, oder? Du hast dich selbst in die Ecke manövriert.«

»Ich kann meine Quelle nicht preisgeben«, wiederholte ich. »Das werde ich nicht tun.« Aber als ich die Worte aussprach, war mir bereits klar, dass Lila recht hatte. Ich war geliefert. Schlagartig fiel mir das Gespräch mit Allison wieder ein, und damit auch die Aussicht, wegen dieser Sache gefeuert zu werden. Sofort hatte ich aufs Neue das Gefühl, mich gleich übergeben zu müssen. Ich beugte mich auf der Couch nach vorn und barg mein Gesicht in den Händen. Langsam einatmen. Langsam ausatmen. Lila strich mir mit der Hand über den Rücken, was zwar nicht half, aber nett gemeint war.

Und dann meldete sich Jeremy zu Wort. Ich hatte ganz vergessen, dass er mit uns auf der Couch saß. »Joe«, sagte er, »vielleicht wird alles wieder gut.«

Ich setzte mich aufrecht hin und sah meinen Bruder an. Er hatte die Hände im Schoß, das Buch neben sich und der Ausdruck auf seinem Gesicht verriet Unsicherheit. Wahrscheinlich fragte er sich, ob seine Reaktion in dieser Situation angemessen war. Ich habe keinen Zweifel, dass er nicht verstand, was ein Gerichtsprozess war, aber er verstand meine Reaktion darauf dafür umso besser. Er begriff, dass die Unterlagen in Lilas Hand

mir in irgendeiner Form schadeten. Mehr brauchte er nicht zu wissen. Und was er darauf sagen wollte, was er gerade gesagt hatte, war natürlich das Einzige, was ich gern hören wollte – dass alles wieder gut würde.

Ich lächelte. »Natürlich wird es wieder gut.«

»Ganz genau«, stimmte Lila zu und warf die Blätter auf den Boden.

Und damit verständigten Lila und ich uns, dass an diesem Tag gar nichts Schlimmes passiert war, zumindest was Jeremy anging. Wir ließen das Thema fallen und taten so, als wäre es ein ganz normaler Dienstag. Sie ging wieder an ihren Lernstoff und ich ging in die Küche, wo Jeremy mich nicht sah. Hier konnte ich mich auf den Boden setzen und zulassen, dass die Welt um mich herum außer Kontrolle und ins Schlingern geriet. Aber so übel dieser Tag auch gewesen sein mochte, der folgende Tag bewies, dass es immer noch schlimmer kommen kann.

## 2

Ich dachte darüber nach, mir den nächsten Tag freizunehmen, mich krankzumelden und meine Wunden zu lecken. Ich wollte nicht an den gesenkten Blicken meiner Kollegen vorbeilaufen müssen oder das leise Zischen des Geflüsters hören, das aus dem Pausenraum drang, wo man sich über meine Versäumnisse unterhielt. Aber ich musste mich dieser Sache stellen.

Ich hatte nichts Falsches getan und wenn ich zu Hause blieb, würde mich das nur schuldig aussehen lassen. Abgesehen davon: Wenn ich in meiner Bude hockte, würde sich das Gewürm meines Selbstmitleids nur noch tiefer in mein Hirn graben. Arbeitete ich dagegen an einer neuen Story, würde mir das vielleicht sogar helfen, nicht dauernd über die Klage nachzudenken. Wer wusste schon, ob ich nicht gar meinen Appetit wiederfinden mochte?

Das Büro der AP befand sich im *Grain Exchange Building*, einem neunstöckigen Gebäude, das im Jahr 1902, als sie es gebaut hatten, wahrscheinlich noch als Wolkenkratzer durchging – der Himmel hing damals offenbar sehr viel tiefer. Die alte Getreidebörse stand geduckt und massig am Nordrand von Downtown wie der gichtige Onkel der Skyline von Minneapolis. In den vergangenen vier Jahren hatte ich mich daran gewöhnt, das Büro als zweites Zuhause zu betrachten. Als ich jetzt zum Fahrstuhl ging, machte sich ein Bild in meinem Kopf breit: Ich wurde aus dem Gebäude eskortiert und trug meine persönlichen Gegenstände in einem Karton nach draußen. Machen sie das wirklich mit dir, wenn du gefeuert wirst?

Im fünften Stock gab ich den Code auf dem Tastenfeld ein und betrat das Büro der Associated Press, das kleiner war, als die meisten Menschen vermuten würden, deren Vorstellung einer Nachrichtenredaktion Filmen wie *Die Unbestechlichen* entstammt, in denen eine kleine Armee von Reportern eine ganze Etage füllt. Das AP-Büro war für Nachrichten in einem Gebiet zuständig, das ganze vier Bundesstaaten umfasste, war

aber gerade groß genug, um sechs Reportern, einem Pausenraum, einem Besprechungsraum und einem eigenen Büro für Allison Cress Platz zu bieten.

Wir schrieben die Texte an unseren Workstations, in einer modernen Form des Großraumbüros mit niedrigeren Zwischenwänden, sodass man zwar immer noch ebenso eingeeengt in seiner Nische saß, die Privatsphäre älterer Modelle aber fehlte. Die Einrichtung und Platzierung ließ das Ganze ungefähr so aussehen, als säßen wir in einem großen Floß, das aus sechs zusammengebundenen Fahrradschläuchen besteht. Es machte mir allerdings nichts aus, keine Wände um mich herum zu haben, weil ich auf der fensterlosen Seite des Floßes arbeitete. Wenn nicht viel zu tun war, verschaffte mir das die Möglichkeit, trotzdem aus den Fenstern zu schauen – mein Blick hüpfte einfach über Gus MacFarlanes Kopf hinweg – und meine Tagträume vom Wind verwehen zu lassen. Diese Träumereien versetzten mich meist in die gläsernen Türme Manhattans oder die in Granit gehauenen Enklaven Washingtons, weil ich einst gehofft hatte, dass meine Karriere mich dorthin führen würde. Heute dagegen bestand mein höchstes Ziel darin, bis zum Feierabend durchzuhalten und dann immer noch einen Job zu haben.

Ich hatte mich gerade in meinem Nest hinter dem Schreibtisch niedergelassen, als Gus sich zu meinem Arbeitsplatz herüberlehnte und flüsterte: »Hey, Joe, Allison hat gesagt, dass sie dich sehen möchte, sobald du da bist.«

Das Herz sank mir im Sturzflug in die Hose. »Wie hat sie ausgesehen?«

Gus dachte eine Sekunde lang darüber nach, bevor er antwortete. »Ernst.«

Ich wollte schon aufstehen, aber dann überlegte ich es mir anders, setzte mich wieder hin und nahm mir eine Minute Zeit, meine Browser-Chronik zu löschen. Es ging nicht darum, dass ich irgendetwas Skandalöses zu verbergen hatte, aber ich wollte nicht, dass mein Nachfolger wusste, wie oft ich meinen Thesaurus benutzte oder dass ich Schwierigkeiten mit den Vergangenheitsformen starker Verben hatte. Ich warf einen Blick in die Schubladen, um zu sehen, wie groß der Karton sein musste, in dem ich meine Sachen wegtragen würde, und die Antwort deprimierte mich. Die Sammlung persönlicher Gegenstände würde locker in einen Schuhkarton passen. Vielleicht war ich unterschwellig die ganze Zeit auf diesen Tag vorbereitet gewesen.

In meinem Magen rumorte es gewaltig, als ich mich auf den Weg zu Allison's Büro machte. Sie war immer eine gute Chefin gewesen. Klug, mit nüchternem Verstand. Ich würde sie vermissen und es machte mich fertig, dass ich sie mit in den Sumpf hinabgezogen hatte. Vor ihrer Tür hielt ich kurz inne, um mich zu sammeln, dann klopfte ich an.

»Ja, bitte«, rief Allison.

Als sie mich sah, machte der neutrale Gesichtsausdruck einer gewissen Schwere Platz.

»Hallo, Joe. Setz dich doch.« Sie wies auf einen Stuhl. Ich schloss die Tür und nahm Platz. Meine Hände auf dem sandfarbenen Vinyl der Armlehnen fühlten sich jetzt schon schweißnass an.

»Bin ich gefeuert?«, fragte ich.

»Was?«

»Wenn du mich feuern willst, tu es bitte schnell.« Ich kniff zwar nicht die Augen zu, hielt aber den Atem an.

»Nein, Joe. Das ist nicht der Grund, warum ich dich sprechen wollte.«

Ich stieß langsam den Atem aus.

Allison schenkte mir ein schiefes Lächeln. »Wenn das der Fall wäre«, sagte sie, »wäre ich wahrscheinlich mit dir gemeinsam auf dem Weg zur Tür hinaus.«

Ich wollte ihr sagen, dass es mir leidtat, aber ich war ziemlich sicher, dass sie das bereits wusste.

»Joe, hast du irgendwelche Verwandten in Caspen County?«

»Caspes County? Nein. Nicht dass ich wüsste. Warum?«

»Nicht dass du wüsstest?«

»Mein Stammbaum ist eher so was wie ein Gestrüpp. Ich kann nie mit Sicherheit sagen, was da noch ist. Ich habe einen Bruder, Jeremy, aber von dem weißt du ja bereits.«

»Was ist mit dem Rest deiner Familie?«

Ich zögerte, aber dann antwortete ich: »Ich habe eine Mutter in Austin, aber mit der habe ich seit Jahren nicht gesprochen.«

»Was ist mit deinem Vater?«

»Mit meinem Vater? Der ist abgehauen, als ich geboren wurde. Hat mir nichts hinterlassen, nur seinen Namen.«

»Du hast denselben Namen wie dein Vater?«

»Ja, aber ich habe ihn nie ...« Ich lehnte mich auf dem Stuhl zurück, denn erst jetzt wurde mir klar, dass

Allison mich auf ein bestimmtes Ziel zusteuerte. »Was geht hier vor?«, fragte ich.

Sie nahm ein Blatt Papier in die Hand. »Hast du irgendeine Vorstellung, wo dein Vater heute leben könnte?«

»Nicht die geringste, nein«, erwiderte ich mit einem Anflug von Stolz. Es war mir gelungen, mein gesamtes bisheriges Leben hinter mich zu bringen, ohne jemals das Gesicht des Mannes zu sehen, dessen Namen ich trug. Ich hatte mir eingeredet, dass mein Vater, abgesehen davon, dass er seine Spermien für meine Entstehung gespendet hatte, ebenso gut ein Mythos hätte sein können; ein Märchen, das meine kindliche Vorstellung geprägt, aber das ich längst verworfen hatte. Weggeworfen wie ein Paar Sneaker, aus denen ich hinausgewachsen war.

»Worum geht es denn hier?«, wollte ich wissen.

Sie schob mir ein Blatt Papier über den Schreibtisch und ich las es. Es war eine Pressemitteilung über einen Mann namens Joseph Talbert, der von Beamten des Sheriffs von Caspen County, Minnesota, tot in einem Pferdestall im Hinterland aufgefunden worden war. Weiterhin stand da, dass ein Verbrechen vermutet wurde.

»Glaubst du, das könnte dein Vater sein?«, fragte sie.

Es gab sicher eine ganze Menge Joe Talberts auf diesem Planeten, aber dieser hier war in Minnesota gestorben und vermutlich nicht eines natürlichen Todes; diese beiden Faktoren erhöhten wohl die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um meinen Vater handeln könnte.



»Ich weiß nicht«, erwiderte ich. »Abgesehen von ein paar Geschichten, die meine Mom mir erzählt hat, weiß ich nichts über ihn.«

»Denkst du, deine Mutter würde wissen, ob er in Buckley gelebt hat?«

»Wie gesagt, ich rede nicht mit meiner Mutter.«

»Tut mir leid. Ich wollte nicht neugierig sein. Ich dachte nur, du solltest das wissen. Ich meine, wenn es mein Vater wäre ... selbst wenn ich ihn nie gekannt hätte, würde ich es dennoch wissen wollen.«

»Ich weiß das zu schätzen«, sagte ich. Mein Tonfall war merklich abgekühlt, obwohl das nicht meine Absicht war.

»Alles in Ordnung?«

»Ganz ehrlich, Allison, ich weiß es nicht.«

»Da ist noch etwas«, fuhr Allison fort, während sie ein zweites Blatt Papier aus ihrer Schublade zog. »Ich habe das Sheriffbüro in Caspen County gebeten, mir ein Bild des Mannes zu schicken, den sie tot aufgefunden haben. Möchtest du es sehen?«

Ich starrte auf das Blatt in ihrer Hand und konnte nicht antworten. Dieser Mann bedeutete mir rein gar nichts – weniger als nichts. Ich hätte Allisons Büro verlassen und es dabei belassen sollen, aber das tat ich nicht. Ich streckte die Hand aus und sie reichte mir ein altes Fahndungsfoto. Und mit dieser simplen Geste begann der Mythos, der mein Vater gewesen war, Gestalt anzunehmen.